

mandelbaum *verlag*



**ARTHUR FREUD  
RÜCKBLICKE.  
ERINNERUNGEN EINES ZIONISTEN**

Mähren – Görz/Gorizia – Triest/Trieste – Wien

Herausgegeben von  
Evelyn Adunka und Andrea M. Lauritsch

Kommentiert und redigiert von  
Armin A. Wallas

mandelbaum *verlag*

Exil-Leben. Dokumente und Materialien.  
Buchreihe der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung (öge),  
hg. von Evelyn Adunka, Christoph Reinprecht und Ruth Wodak, Band 4

Gedruckt mit Unterstützung von



**NATIONALFONDS**  
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

**ZukunftsFonds**

der Republik Österreich



*Mnemosyne*

mandelbaum.at • mandelbaum.de

ISBN 978-3-85476-822-7

© mandelbaum *verlag* wien • berlin 2019

alle Rechte vorbehalten

Lektorat: LAURA HÖRNER

Satz: KEVIN MITREGA

Umschlag: MICHAEL BAICULESCU

Umschlagbild: Arthur Freud, Zeichnung von LEO HAAS, PA Freud

Druck: ARKA, Cieszyn

# INHALTSVERZEICHNIS

7 Vorwort

## **Rückblicke. Erinnerungen eines Zionisten**

13 Mähren

30 Wien I

56 Görz

59 Triest

72 Wien II

87 Europareisen im Dienste des Zionismus

128 Erläuterungen von Armin A. Wallas, mit Ergänzungen  
von Evelyn Adunka

## **Ausgewählte Aufsätze**

197 Die jüdische Gemeinde von Triest

202 Die Juden in Mähren

211 Die Vornehmheit des Führers (Über Theodor Herzl)

214 Gestalten um Herzl in Wien

228 Von Büchern des Jahres

237 Das Zion der jüdischen Jugend

242 Der Kongress der Trennungsothodoxie

247 Arthur Freud – Zionistischer Funktionär und Redakteur  
*Nachwort von Andrea M. Lauritsch*

268 Quellen- und Literaturverzeichnis

274 Personenindex

280 Editorische Notiz, Biographien der Herausgeberinnen  
und Herausgeber



# VORWORT

Das vorliegende Erinnerungsbuch hat seine eigene langwierige Entstehungsgeschichte: nach zahlreichen Gesprächen in Jerusalem und einer langjährigen Korrespondenz zwischen Eli (Elio) Freud (1914 Triest – 2010 Jerusalem) und dem Literaturwissenschaftler Armin A. Wallas (1962 Villach – 2003 Caorle/Italien) seit 1992, lag der von Wallas bearbeitete und kommentierte Grundtext von Arthur Freud (1882 Ungarisch Brod – 1973 Jerusalem) Anfang der 2000er Jahre für die Drucklegung vor. Diverse verlegerische und finanztechnische Schwierigkeiten verzögerten noch zu Lebzeiten der Initiatoren wiederholt die Veröffentlichung. Evelyn Aundka, die mit Eli Freud zum Werk seines Vaters ebenfalls Gespräche führte, erhielt Ende des Jahres 2011 von Judith Steiner-Freud, der Witwe Elis, eine Druckerlaubnis. Im Zuge einiger persönlicher Treffen mit Steiner-Freud und ihrem Sohn David Freud (2012 und 2013) erhielt Andrea Lauritsch neben zahlreichen familiengeschichtlichen Informationen auch einiges Fotomaterial. Ebenso konnte sie im Central Zionist Archives (CZA) in Jerusalem Teile des Freud-Nachlasses einsehen, der im Nachwort mit berücksichtigt wird.

Armin A. Wallas hat bei dem maschinschriftlich verfassten Manuskript von Arthur Freud behutsame Veränderungen der Orthographie, Zeichensetzung und Grammatik vorgenommen und einen akribisch-recherchierten Kommentar verfasst. Außerdem fügte er dem Erinnerungstext eine Auswahl von damals veröffentlichten und zum Text passenden Zeitungsbeiträgen Freuds hinzu. Die verwendete Literatur und die benutzten Quellen zeigen den damaligen Forschungsstand (bis 2002), der in etlichen Bereichen (durch Hervorhebung erkennbar) von Evelyn Adunka mit neuesten Forschungserkenntnissen erweitert wurde. Außerdem erstellte sie die Literaturliste und das Personenregister. Das Nachwort befasst sich mit den zum Teil im Erinnerungstext unerwähnten Hintergründen des familiären und beruflichen Umfelds Freuds.

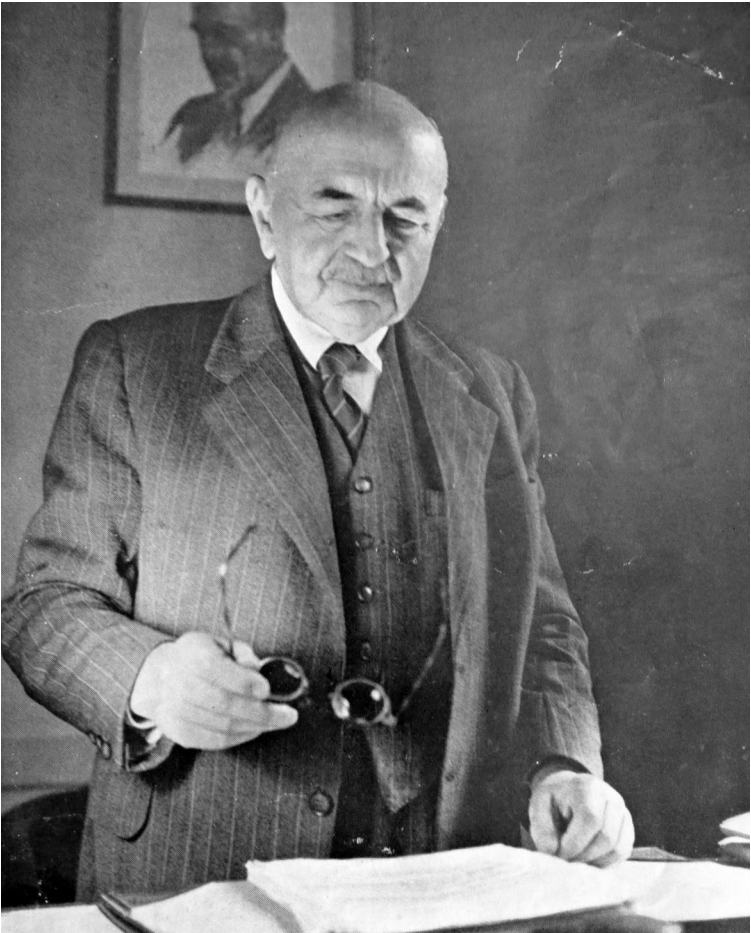
Die Herausgeberinnen bedanken sich bei Judith Steiner-Freud und David Freud, als Nachlassverwalter der Arbeiten ihres Schwiegervaters respektive seines Großvaters. 15 Jahre nach dem Tod des Initiators und Hauptbearbeiters dieser Publikation, Armin A. Wallas, erscheint dieses Werk auch zu seinen Ehren.

Ohne die großzügige Unterstützung der SubventionsgeberInnen, Gesellschaft für Erinnerung MNEMOSYNE, des Zukunftsfonds und des Nationalfonds der Republik Österreich hätte das Projekt nicht durchgeführt werden können. Der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung (öge) danken wir für die Aufnahme dieses Buches in ihre Schriftenreihe.

Dem Verlag, Kevin Mitrega und Michael Baiculescu, ebenso der Lektorin, Laura Hörner, gilt für die umsichtige Umsetzung unser besonderer Dank.

*Die Herausgeberinnen*





**Abb. 1: Arthur Freud vor dem Porträt von Chaim Weizmann**



# RÜCKBLICKE

*Erinnerungen eines Zionisten*



# MÄHREN

Das Haus, in dem ich zu Ende des Jahres 1882 geboren wurde, stand in der »Christenstadt«, wie man wie selbstverständlich auch unter den Juden sagte, die zumeist in den kleinen alten Häusern wohnten, im alten Ghetto, das freilich als solches nicht mehr bestand, während die »Judengasse« der alten kleinen Landstadt Ungarisch-Brod in Mähren auch weiterhin erhalten blieb, und sowohl Juden als auch Christen mit diesem Zustand anscheinend zufrieden waren. Die Läden der Juden befanden sich zumeist in der »Christenstadt«, in der ja auch ein kleinerer Teil von ihnen wohnte. Es waren kleine Leute, zumeist richtige Kleinbürger, die in den primitiven Häuschen wohnten. Mich später in jene Jugendtage im Geiste zurückversetzend, konnte ich nicht recht verstehen, wovon dieser oder jener seine kleine Existenz bestritt. Wovon erhielt jener alte Mann, von dem ich alle paar Wochen eine volle Flasche Essig um einen ganzen Kreuzer erhielt, und der, soweit ich sah, nichts anderes als Essig lieferte, sich und seine Frau? Wovon ernährte der Buchbinder seine zahlreiche Kinderschar, da kaum jemand in der mährischen Kleinstadt so etwas wie eine Bibliothek besaß – war das Binden von Geschäftsbüchern ausreichend? Und wie stand es um die beiden Alten, die zwei Kühe hatten, deren Milch sie verkauften? Daß fast alle dem Handel oblagen, in vielen Fällen kaufmännisch mit der Landwirtschaft verknüpft, ist so gut wie selbstverständlich.

Es war ein harter, knorriger Typ, dieser mährische Jude aus den alten Gemeinden, individuell geprägt und nicht ohne Eigenart. Dazu gehörte auch, daß nicht wenige ihren besonderen Spitznamen hatten, mit dem man sie freilich nicht ansprechen durfte, der aber seinem Träger völlig anhaftete. Es wäre beinahe komisch gewesen, wenn man von jenem alten Mann, der zumeist am Fenster im Lehnstuhl saß, anders gesprochen hätte als von Mojsche tûhes (Gesäß). Salomon hießen viele, aber nur einer war Schlojme gâmel (Tollpatsch; schwer von Begriff). Ich verstand, daß man einen, der einen Buckel hatte, stets nur Maxl Hojker (Höker) nannte, aber weniger, daß einer, der Max Fischer hieß, nur Maxele Lênei (weichgekochtes Ei) genannt wurde. Eine alte Witwe, der die Haare stark geschwunden

waren, hieß Edel Praschkopp (Adele, die Glatze). Einen, der in Haltung und Sprechweise einen stets trübseligen Eindruck machte, obwohl er gar nicht melancholisch war, hieß man allgemein nur Smutny (tschechisch: der Traurige), und man sagte, er gehe immer vor Sabbath auf den Dachboden, um dort für eine ganze Woche ungesehen zu lachen. Ein anderer, lang und dürr in Gestalt und Gesicht, war nur Zmrzly, der Erfrorene. Der Tempeldiener, in seinem wochentäglichen Beruf ein Flickschuster, dessen etwas drollige Erscheinung an einen Tanzbär erinnerte, war der »Poiwideldolken« (ein kleiner runder mit Pflaumenmus – Powidel – gefüllter Kuchen). Von einem Landwirt, der ordentlich rothaarig war, sprachen Juden wie Bauern nur als von Luziper (Luzifer).

Unter den verschiedenen Typen gab es besondere Originale. Einer der Brammer, die zum Teil ganz verschiedenen Familien angehörten, war Schlojme (Salomon), ein frommer Talmudgelehrter, der lange Zeit als »Dajan« gewirkt hatte. Wenn das kleine Männchen, über hundert Jahre alt, durch die Gassen schlurfte, und die Jugendlichen ihn taktlos nach seinem Alter fragten, hatte er stets zwei Antworten parat: die eine, er sei so alt wie sein kleiner Finger, die andere: »ich wûr nix af mein Ssûhde« (ich war nicht bei meiner Beschneidung; Ssûhde, wörtlich das Mahl, nannte man die Beschneidungszeremonie, das Wort Briss wurde nicht verwendet). Jenen unter der älteren Generation, die Judendeutsch sprachen, machte das Hochdeutsch besondere Schwierigkeiten, insbesondere verwechselten sie häufig die Vokale, so daß zum Beispiel aus Notdurft ein Wort wie »Nutdurft« wurde. Und so erzählte eine Anekdote von dem Alten, er habe in Abwesenheit eines Rabbiners einmal eine Hochzeitspredigt halten müssen und darin von der Flamme der Liebe gesprochen, die da »ludert«.

Ein ganz anderer Typ war Pinne (Pinchas) Brammer. Er hatte auf seine alten Tage das Fleischhauergewerbe beiseite gelegt, und während man in seiner jüngeren Zeit gut tat, mit ihm Distanz zu halten, wurde er im Alter gemütlich und redselig und merkte nicht, daß die Jugend ihre höchste Unterhaltung daran fand, ihn seine Lügenphantasien immer aufs neue spielen zu lassen. Berühmt wurde seine Geschichte, wie er in stürmischer Winternacht vor der kaiserlichen Hofburg in Wien als Wachtposten stand und froh, als sich plötzlich ein Fenster öffnete und Kaiser Franz Joseph ihn bei seinem Namen rief und einlud, hineinzukommen und sich zu erholen. Als der arme Soldat beim Kaiser Platz genommen hatte, forderte ihn dieser auf, das auf dem Tisch

liegende Sabbathweißbrot anzuschneiden und zu essen. (Beim Kaiser gab es ›Barches‹ auch an Wochentagen!). Er tat dies mit den Worten: »Herr Prahmer, schneiden Sie auf die Barchesen!« (Es klang mehr nach Hochdeutsch, wenn der Kaiser ›Prahmer‹ sagte, und dieser Plural von Barches – man erklärt das Wort aus dem Altgermanischen ›Berchtas‹ = Brot – klang besonders nobel). Und nicht genug damit: der Kaiser wandte sich zur danebenliegenden Küche und rief zur Kaiserin: »Elisabeth, mach dem Herrn Prahmer eine Eierspeis, aber auf Butter!«

Es gab damals noch etliche in der Gemeinde, die auf eine lange Soldatenlaufbahn zurückblickten. Mein Großvater mütterlicherseits, der in unserem Haus lebte, hatte etwa fünfzehn Jahre abgedient, als Oberitalien noch österreichisch war, und hatte es – für einen Juden anscheinend ein wirklicher Rang – bis zum Korporal gebracht. Da ich als kleiner Junge wegen seines schlechten Augenlichtes sein ständiger Begleiter war, erschien ich mit ihm allmonatlich beim Rabbiner, der ihm den für die Militärpension nötigen Akt bestätigte – ich glaube, sie betrug einen Gulden monatlich. Man erzählte, der Großvater habe zur Zeit der Wirren von 1848 als militärischer Fachmann die Ghettojugend exerziert. Die Übungen hätten beim jüdischen Friedhof stattgefunden, und eines seiner Kommandoworte habe gelautet: »Colonne, têteser (Gesäße) an die Wand!« (Es war die Sprache, die verstanden wurde). Der Großvater war ein streng rechtlicher Mann, angesehen in der Gemeinde und sehr religiös. Ich begleitete ihn natürlich auch zum Gottesdienst in die »Orthodoxenschul«, ein kleines Bethaus der strenggläubigen Dissidenten, die nur für Männer bestimmt war. Den Frauen erlaubten sie den Besuch der allgemeinen Synagoge, der sie den Rücken gekehrt hatten, als man bei ihrem Umbau Reformen einführte, um mit der Zeit zu gehen. Sie bestanden darin, daß man davon abging, den Vorbetertisch, den Almemor, an dem auch die Thoravorlesung stattfand, nach altem Brauch im Zentrum der Synagoge zu postieren, sondern ihn vor dem Thoraschrein errichten ließ, und daß man die Frauengalerie von den Holzgittern befreite, die die Frauen den Blicken der Männer entziehen sollten. Ein Austritt aus der Gemeinde war mit dieser Sezession nicht verbunden, denn das österreichische Gesetz kannte – im Gegensatz zum ungarischen – nur eine Gemeindeform und die Zugehörigkeit zur Gemeinde war für das Judesein das einzige Kriterium.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich kleinen Jungen der Abend des neunten Ab (Tischah b'av). Man hatte die Betpulte auf den Boden